

(Nachdruck verboten.)

81)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Ger—rein!“
Otteneder wandte sich um und blickte auf die zwei Bauern, welche eintraten.

Der jüngere, hochgewachsene Mann kam ihm bekannt vor; er hatte das scharfgeschnittene Gesicht schon irgendwo gesehen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„I bin der Schuller von Erlbach. Andreas Vöst schreib' i mi.“

„Ach, richtig! Der zum Bürgermeister gewählt war?“

„Ja. Wo Sie dös Schreiben 'nausgeschickt ham.“

„Mhm! Sie kommen vermutlich wegen der Sache?“

„Desweg'n bin i da.“

„So, jo. Warten Sie einen Augenblick!“

Der Bezirksamtman stand auf und zog die Klingel. Der Amtsdienner trat ein.

„Gehen Sie zum Herrn Offizianten hinüber. Er soll Ihnen den Akt geben: Gemeindevahl in Erlbach.“

„Jawohl, Herr Bezirksamtman.“

Otteneder setzte sich wieder und schlug das rechte Bein über das linke.

Er nahm ein Lineal vom Tische und spielte nachlässig damit.

„Sie wollen sich beschweren?“

„Persch' fimm i zu Cahna selm, Herr Bezirksamtman.“

„Schön. Aber wer is denn Ihr Begleiter?“

„Dös is der Florian Weiß von Erlbach: fröherszeit war er der Mehbauer, jetzt lebt er im Austrag.“

„Hat er mit der Sache was zu tun?“

„Eigentli hab' i mit der Sach' selm nix z'toa,“ sagte Weiß. „Da Schuller hat mi g'rad mitg'numma, weil i Kirchapfleger g'wen bi und an Pfarra Geld guat kennt hab'.“

„Das ist doch nicht von Belang! Ich denke, Vöst, bei dieser Unterredung haben wir besser keinen Zeugen. In Ihrem Interesse.“

„Herr Bezirksamtman, is dös verbo't'n im G'ieß, daß da Weiß dableibt?“

„Nein; für so etwas gibt es kein Gesez. Aber es ist unnötig und vielleicht auch für Sie unangenehm.“

„Wenn's net verboten is, nacha lassen S' an Weiß da! Was i sag', derf a jeder hör'n.“

„Gut, meinethwegen. Haben Sie den Akt, Mayerhofer?“

Der Amtsdienner überreichte Otteneder ein blaues Heft. Dieser las die Aufschrift.

„Betreff Gemeindevahlen in Erlbach. Stimmt. Sie können gehen, und wenn jemand kommt, soll er warten. Ich will nicht gestört werden.“

Otteneder legte das Heft vor sich hin und schlug es auf.

„Also, Vöst, Sie sind am 18. November zum Bürgermeister gewählt worden. Mit neun Stimmen Mehrheit. Die Wahl ist ordnungsgemäß verlaufen. Das stimmt?“

„Ja, Herr Bezirksamtman.“

„Dann gehen wir weiter. Sie wissen, daß jede Gemeindevahl von dem zuständigen Bezirksamte bestätigt werden muß. Die Ihrige also von mir. Die Wahl ist erst gültig, wenn ich als Vertreter der Aufsichtsbehörde die Genehmigung erteile.“

„Dös is alles so eing'richt,“ sagte Weiß.

„Was ist eingerichtet?“

„I moan bloß, weil i an Schuller scho dös nämliche ausdeutcht hab' beim Einasfahr'n.“

„So? Das ist ja anerkennenswert, wenn Sie Bescheid wissen, aber unterbrechen Sie mich nicht!“

„Also die Gültigkeit hängt von der Bestätigung ab. Es ist wohl nicht notwendig, daß ich Ihnen ausführlich erkläre, warum die Staatsregierung sich dieses Recht gesetzlich vorbehalten hat?“

„Mir wissen's recht guat,“ sagte Weiß.

„Das bezweifle ich. Uebrigens hab ich es nicht mit Ihnen zu tun, sondern mit dem Vöst. Wünschen Sie eine Rechtsbelehrung? Ich verweigere sie grundsätzlich nie.“

„Na, Herr Bezirksamtman, i will ganz was anders wissen.“

„Darauf kommen wir gleich. Mein Recht, einer Wahl die Bestätigung zu versagen, ist durch das Gesez festgelegt. Und ich habe in Ihrem Falle von diesem Rechte Gebrauch gemacht.“

„Warum, Herr Bezirksamtman?“

„Das ist in meinem Beschlusse ausführlich begründet. Ich will es Ihnen vorlesen, wenn Sie darauf bestehen.“

„I dank scho. Dös hat gestern scho ins'r Lehrer to.“

„Schön. Dann kann ich mich darauf beschränken, auf diese Gründe hinzuweisen. Kurz und gut, Vöst, ich habe aus den Ihnen bekannten Tatsachen die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie sich für diese Ehrenstelle nicht eignen.“

„Also, daß i a Lump bin.“

„Wir wollen keinen solchen Ausdruck wählen. Das führt zu nichts.“

„Derf i jetzt reden?“

„D ja.“

„Sie ham g'sagt, kurz und guat, Herr Bezirksamtman. Dös is aber net guat, und dös derf net kurz sei, wenn ma'r an Menschen sei Ehr' nimmt. Sie ham g'sagt, wegen de bekannten Tatsachen halten Si mi net für den richtigen Mann. De Tatsachen san aber net bekannt; net amal mir. Weil's überhaupts koane Tatsachen net san, sondern auf und auf nix als wia miserable Lügen und Verleumdungen.“

„Einen Augenblick, Vöst! Ich habe nichts dagegen, Sie anzuhören, aber Sie dürfen nicht in diesem Tone reden.“

„Vielleicht ham Sie schönere Wörter, als wia'r i. I bin bloß a Bauer. Aber was taten Sie dazua sag'n, wenn auf amal über Cahna was g'sagt wurd', was recht Gemein's? So was Gemein's, wo Sie glei merken, es is a so herg'richt, daß's Cahna recht schad'n soll? Und Sie wissen, net oa Silben is wahr, taten Sie net aa reden von aa Lug? Oder was gibt's da für an andern Nam'?“

„Ich würde mich nicht auf Schimpfen verlegen, sondern mit Ruhe und Anstand das Unrecht nachweisen.“

„Entschuldigen S' halt! Und erlauben S' de Frag', Herr Bezirksamtman, was hat Cahna zu der Ueberzeugung bracht, daß i s'schlecht bin, oder net geeignet, wia Sie sag'n?“

„Bunächst der Umstand, daß Sie Vergernis gegeben haben, durch die Mißhandlung Ihres Vaters.“

„Und woher wissen Sie den Umstand?“

„Das ist Ihnen doch bekannt! Warum fragen Sie mich? Aus der Aufschreibung Ihres verstorbenen Pfarrers.“

„Vom lebendigen Pfarrer Geld hätten S' des kaam g'hört. An de Aufschreibung glaab i net, Herr Bezirksamtman.“

„Wie können Sie das sagen?“

„Weil i an Herrn Geld kennt hab'. Ob de Aufschreibung wahr is, dös muß i do wissen! I muß do wissen, ob i mein Vater mißhandelt hab' oder net!“

„Allerdings.“

„Ja, allerdings. Und weil i woaß, daß's net wahr is, kann i sag'n, dös hat der Herr Geld net g'schrieb'n. Der war koa Lump.“

„Noch einmal, Vöst, führen Sie Ihre Sache mit Ruhe, oder ich breche diese Unterredung ab!“

„Ja sol' I bin scho wieder grob g'wen. Vielleicht hat's der Horn g'macht, daß ma den Mann no als a Loter in de Sach' da rei'ziagt.“

„Wer zieht ihn herein? Es handelt sich um seine eigene Aufschreibung.“

„Und i glaab's net. Na, wern S' net ungeduldig, Herr Bezirksamtman! Sie ham an Herrn Geld vielleicht a paarmaal g'seh'n, vielleicht aa gar net. Mir hat er von floan auf Religionsunterricht geb'n, hat mi in der Christenlehr' g'habt. Er hat mi und mei Bäurin kopuliert, is auf meiner Hochzeit als ehrengedachter Gast g'wen, und hat meine Kinder aus da Lauf' g'hob'n. Wo i mit eahm z'hamm'trossen bin, is er freundli g'wen zu mir, hat mi tröst, wenn i's braucht hab', und hat mir an Rat geb'n. Er hat mi g'lobt, alloa und vor Zeugen, weil er recht guat a'wußt hat, daß i mi recht-schaffen hab' plag'n milassen. Und dös is allawei gleich g'wen, es hat nia aufg'hört; no vierzehn Tag' vor sein Tod is er bei mir g'wen, in mein Haus. Und jetzt müaßt i

glaab'n, der Re:m hatt' a Berleumdung über mi g'schrieben. Was war dem dös?"

"Drüber 'unn ich nicht urteilen; ich weiß das alles nicht."

"Was ma r et selber woah, so ma dertrag'n. Da is der Weiß, der mir dös bestätig'n muah."

"Was soll er bestätigen?"

"Bia der Herr Held geg'n mi g'wen is."

"Das kommt jetzt nicht . . ."

Weiß unterbrach die von Gott gesetzte Obrigkeit mitten im Satze. Er hielt es für angezeigt, endlich ein richtiges Wort zu sagen.

Nicht schnurgerade wie der Schüller, sondern so, wie es einem Manne ansteht, der das heimliche Getriebe durchschaut und sich gründliche Kenntnisse verschafft hat. Er stellte den rechten Fuß vor, und blinzelte schlau. Seine Augen sagten dem Bezirksamtman, daß sie zwei sich wohl verstanden, wenn sie auch nicht deutlich redeten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

18)

Von Leo Tolstoi.

Der Weizhals, ich mag ihn nicht, antwortete der Alte. Verredt er, so bleibt doch alles hier. Für wen sammelt er? Zwei Häuser hat er gebaut. Einen zweiten Garten hat er dem Bruder abgezwickelt, und was für ein Hund ist er in Schreidsachen! Von den anderen Dörfern kommen sie zu ihm, um Schreistücke aufzusetzen. Und wie er schreibt, immer geht's gut aus. Er trifft immer das Richtige. Aber für wen sammelt er? Er hat nur einen Knaben und ein Mädchen. Die verheiratet er, dann bleibt niemand im Haus.

So sammelt er also zur Mitgift?

Was für Mitgift? Das Mädchen nimmt man so. Ein prächtiges Mädchen! Aber er ist ein solcher Teufel, er sucht nach einem reichen Schwiegersohn. Er möchte noch ein großes Brautgeld heraus schlagen. Da ist ein Kosak Luka, mein Nachbar und Verwandter, ein vortrefflicher Junge, der den Tschetschenen getötet hat, der wirbt schon lange um sie, aber er gibt sie ihm nicht. Bald hat er dies, bald jenes. Das Mädchen ist noch zu jung, sagt er. Ich weiß aber, was er meint. Er will, daß sie ihm mit Geschenken kommen. Aber der Lukascha kriegt sie doch, denn er ist der erste Kosak im Dorfe, ein Dshigit, er hat den Abreken getötet und wird ein Kreuz bekommen.

Und was bedeutet das? Als ich gestern auf dem Hofe hin und her ging, sah ich, wie die Wirtstochter einen Kosaken küßte, sagte Olenin.

Das kann nicht wahr sein, rief der Alte und blieb stehen.

Wahrhaftig, sagte Olenin.

Das Weib ist ein Teufel, sagte Jeroschka nachdenklich. Wie sah der Kosak aus?

Das habe ich nicht gesehen.

Was für ein Abzeichen trug er an der Mütze? Ein weißes? Ja.

Und einen roten Kord? In Deiner Größe etwa?

Nein größer.

Er ist's. — Jeroschka lachte. — Er ist's, mein Marka. Kein anderer, Lukascha. Ich nenne ihn Marka zum Scherz. Wahrhaftig, er ist's, so habe ich ihn gern. Ganz so war ich, mein Freund. Sind sie denn nur zum Ansehen da? Mein Schächchen konnte mit der Mutter, mit der Schwägerin zusammenschlafen, ich trock doch zu ihm. Einstmals, sie wohnte hoch oben — die Mutter war eine Hege, ein Teufelsweib, nicht aussehnen konnte sie mich — ich komme mit meinem Kumpan — will sagen mit meinem Freunde —, Girtschil hieß er, ich komme an das Haus, krieche auf seine Schultern, hebe das Fenster aus und taste herum. Sie schlief ganz nahe auf der Bank. Ich wecke sie. Sie springt auf. Sie hatte mich nicht erkannt. Wer da? Ich durfte doch kein Wort sprechen. Schon rührte sich die Mutter. Ich nahm die Mütze vom Kopfe und drückte sie ihr auf das Frähschen. Sie erkannte mich gleich an dem Saum, der an meiner Mütze war. Sie sprang auf. Es kam auch vor, daß ich gar nichts wollte. Da holte sie Eierluchen und Weintrauben. Alles schleppte sie herbei — fuhr Jeroschka fort und erläuterte alles mit Gebärden. — Und sie war nicht die einzige. Das war ein Leben!

Und was jetzt?

Jetzt wollen wir dem Hunde nachgehen, und haben wir einen Fasan auf einen Baum gejagt, dann geht das Schließen los.

Würdest Du Marianka nachstellen?

Achte lieber auf den Hund. Abends will ich Dir zu Ende erzählen, sagte der Alte und wies auf seinen Lieblingshund Djam hin. Sie schwiegen eine Weile.

Nachdem sie dann etwa hundert Schritte plaudernd gegangen waren, blieb der Alte wieder stehen und zeigte auf eine Kute, die über den Weg lag.

Was denkst Du davon? sagte er. Du denkst, das bedeute nichts. O nein, dieser Stod liegt schlecht.

Schlecht? warum?

Er lachte.

Du weißt auch gar nichts. Pah auf! Wenn ein Stod so liegt, gehe nicht über ihn weg, gehe entweder herum oder schiebe ihn aus dem Wege, und sage das Gebet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann gehe in Gottes Namen weiter. Dann tut's Dir nichts. Das haben mich die Alten gelehrt.

Ich was für Unsinn! sagte Olenin. Erzähle mir lieber etwas von Mariana. Sag, sie geht mit Lukascha?

St. . . still jetzt, unterbrach der Alte wieder flüsternd dieses Gespräch. Pah nur auf, wir gehen jetzt um den Wald herum.

Und der Alte ging in seinen Forschei unhörbar voran, den schmalen Pfad entlang, der in den dichten Urwald hineinführte. Er sah sich mehrmals mürrisch nach Olenin um, der mit seinen großen Stiefeln Geräusch machte und öfter mit seiner Flinte, die er unvorsichtig hielt, an die welken Zweige stieß, die über den Weg hingen. Nach' kein Geräusch, geh' leiser, Soldat, rief er ihm ärgerlich flüsternd zu.

Man fühlte an der Luft, daß die Sonne aufgegangen war. Der Rebel teilte sich, hing aber noch in den Gipfeln der Bäume. Der Wald erschien ungeheuer hoch. Mit jedem Schritte, den sie vorwärts gingen, veränderte sich die Aussicht. Was ein Baum zu sein schien, erwies sich als ein Strauch; ein Schilfrohr hatte wie ein Baum ausgehoben.

19.

Der Rebel stieg höher und ließ nur die feuchten Schilfbücher unsichtbar oder er verwandelte sich in Tau und benetzte den Weg und das Gras an den Rändern; überall stieg Rauch aus den Schornsteinen empor. Die Alten kamen aus den Dörfern. Die einen gingen zur Arbeit, die andern an den Fluß, noch andere nach der Grenzwaide. Die Jäger gingen nebeneinander über den feuchten, grasbewachsenen Steg. Die Hunde liefen neben ihnen her, wedelten mit den Schwänzen und sahen sich nach ihren Herrern um. Myriaden von Mücken schwirrten durch die Luft, verfolgten die Jäger und bedeckten ihnen Rücken, Augen und Hände. Es duftete nach Gras und feuchtem Wald. Olenin sah unaufhörlich nach dem Bagen, in welchem Marianka saß und die Ochsen mit der Rute antrieb. Rings war es stille. Die Laute, die bisher aus dem Dorfe herübergeklungen waren, erreichten die Jäger nicht mehr. Nur die Hunde insinieren im Gebüsch und bellten von Zeit zu Zeit die Vögel an. Olenin wußte, daß der Wald gefährlich sei, daß die Abreken sich immer an diesem Ort verborgen, er wußte auch, daß im Wald die Flinte ein starker Schutz für den Fußgänger war — nicht daß er Furcht gehabt hätte, aber er fühlte, daß ein anderer an seiner Stelle Furcht haben könnte. Und er spähte mit angepannter Aufmerksamkeit durch den nebeligen Wald und lauschte auf die schwachen Laute, die sich selten vernehmen ließen, faßte die Flinte fest und empfand ein angenehmes Gefühl, das er noch nie empfunden hatte. Onkel Jeroschka ging voraus. Bei jeder Pflanze, an der er Doppelspuren des Wildes wahrnahm, blieb er stehen und betrachtete sie aufmerksam und zeigte sie Olenin. Er sprach fast nichts. Nur selten und flüsternd machte er seine Bemerkungen. Der Weg, auf dem sie gingen, zeigte Spuren eines Wagens, war aber längst mit Gras bewachsen. Der Ulmen- und Platanenwald war von beiden Seiten so dicht und laubreich, daß man nirgends hindurchsehen konnte. Fast alle Bäume waren von oben bis unten mit wildem Wein umschlungen. Unten wuchsen dichte Schlehdornsträucher; jedes kleinste Fleckchen war mit Brombeergebüsch und Schilf bewachsen, dessen graue Köpfe sich hin und her bewegten. An vielen Stellen führten große Wildspuren, kleine tunnelartige Fasan-spuren von dem Walde in das Dickicht. Dies üppige Wachstum des Waldes, den das Vieh nie betreten, überraschte Olenin, der in seinem ganzen Leben nie etwas Ähnliches gesehen hatte, bei jedem Schritte. Dieser Wald, die Gefahr, der Alte mit seinem geheimnisvollen Klütern, Marianka mit ihrer mannhaften, schlanken Gestalt und die Berge — alles erschien Olenin wie ein Traum.

Er hat einen Fasan gestellt, flüsternte der Alte, schaute sich um und drückte seine Mütze ins Gesicht. — Decke Dein Gesicht! ein Fasan! — Er winkte Olenin ärgerlich zu und trock fast auf allen Vieren weiter. — Ein menschliches Gesicht hat er nicht gern.

Olenin war noch weit zurück, als der Alte stehen blieb und nach dem Baume spähte. Der Hahn krächte herab aus den Hund, der ihn anbellte, und Olenin bemerkte den Fasan. In diesem Augenblick erkante ein kanonenähnlicher Schuß aus Jeroschkas großer Flinte. Der Hahn schüttelte sich, sträubte seine Federn und fiel zu Boden. Während Olenin auf den Alten zulam, schreckte er einen zweiten auf. Er legte an, zielte und traf. Der Fasan überschlug sich, blieb in den Zweigen hängen, dann fiel er wie ein Stein in das Dickicht nieder.

Vortrefflich! schrie der Alte, er hatte es nicht fertig gebracht, im Fluge zu schießen.

Sie hoben die Fasane auf und gingen weiter. Olenin, den die Bewegung und das Lob angeregt hatten, ward nicht müde, auf den Alten einzureden.

Halt hier geht's weiter. Gestern habe ich hier eine Girschfährte gesehen.

Sie bogten in das Dickicht ein, gingen etwa dreihundert Schritt, dann kamen sie auf eine Wiese, die mit Schilf bestanden und hie und da mit Wasser bedeckt war. Olenin blieb hinter dem alten Jäger zurück, und Onkel Jeroschka, der ihm etwa zwanzig Schritte voraus war, kauerte zusammen, nickte ihm bedeutungsvoll mit dem

Kopfe zu und winkte mit der Hand. Als Olenin ihn erreicht hatte, bemerkte er die Fußspuren eines Menschen, auf welche der Alte hinwies.

Siehst Du?

Ja, nun was? sagte Olenin und bemühte sich, ruhig zu sprechen — eine Menschenspur.

(Fortsetzung folgt.)

Sardou und das deutsche Theater.

Die literarische Anekdote erzählt's und vielleicht ist es Wahrheit, daß Sardou, der Tausendklünstler des Bühneneffekts, einmal als Dichter begonnen hat und dann erst, als er kein Verständnis fand, Bühnenware zu fabrizieren begann. Was immer daran ist, das hat er jedenfalls meisterhaft verstanden, ein Publikum zu befriedigen, das von der Bühne weder Kunst noch geistigen Gehalt, wohl aber atemraubende Spannung und angenehmes Grübeln verlangte. Dieses Publikum selber war ein Ergebnis der kapitalistischen Entwicklung, das dem Bürgertum jede höhere und tiefere Richtung genommen hatte. Als Deutschland nach 70 in ähnlicher Weise „kulturell“ wurde, waren die deutschen Geschäftsreisenden in Literatur, die, kapitalistischer Instinkt voll, Literatur und Theater zu ihrer Geschäftsdomäne erkoren, sogleich an der Arbeit, Sardou bei uns auszuschlachten und nachzumachen. Das goldene Zeitalter der Lindau und Lubliner bezeichnet den tiefsten Stand des deutschen Theaters, das zu einer reinen Domäne der französischen Theatertroupe und schlechter deutscher Nachahmung wurde. Die deutsche Bourgeoisie begann ihren nationalen Aufschwung mit dem Verrat an der nationalen Literatur, die nicht mehr und noch nicht ihren neuen Instinkten angepaßt war, und deckte ihre Bildungs- und Unterhaltungsbedürfnisse durch Export aus dem Lande, das ihr in der neuen Phase bürgerlicher Entwicklung bereits vorausgeeilt war: aus Frankreich.

Ueber die Rolle, die Sardou damals und später auf dem deutschen Theater gespielt hat, schreibt Dr. P. Landau:

Die eigentlichen Vorkämpfer für das Drama der Franzosen und besonders für Sardou wurden die beiden Helden damaliger deutscher Kritik, Paul Lindau und Oskar Blumenthal. Lindau wies immer wieder auf die Kunst der Franzosen hin, von denen die Deutschen „das Handwerk des Dichtens“ lernen müßten, denn „die Bühne wirkt wesentlich durch das Außerliche“. In seinem Schauspiel „Maria und Magdalena“ übertrug er zuerst den Geist und die Technik des Sardouschen Gesellschaftsstüdes auf deutsche Verhältnisse. Sein Erfolg eiferte die anderen Dramatiker zur Nachahmung an. Selbst L'Arronge verließ den goldenen Boden des Volksstückes und schloß sich in „Heimanns Räubern“ an die „Familie Benoiton“ an. Der slavischste Nachahmer Sardous ist damals der vielgespielte Hugo Lubliner gewesen, der sich Bürger nannte. Seine „Gabriele“ zeichnet die Figuren und Situationen aus Sardous „Fernande“ in einer plump unmöglichen Form nach; die Harts konnten mit Recht von dem Fluch talentloser Nachahferi reden, dem die deutschen Bühnendichter verfallen seien. Sardous Vorliebe für Kriminalstücke, die große Gerichtsverhandlung in „Ferreol“ veranlaßten selbst Wilbrand und Richard Voh, ähnliche Sphären aufzusuchen. Sowohl Wilbrands „Tochter des Herrn Fabricius“ wie Vohs „Dramen „Alexandra“ und „Schuldig“ lassen deutlich den Einfluß des Verfassers der „Dora“ erkennen. Blumenthal ist in seinem Lob Sardous zurückhaltender; er verwirft den Schilderer menschlicher Tragödien, läßt aber dafür desto uneingeschränkter den überlegenen Spötter und Humoristen gelten. So zeigt ihm denn die „edlere Hälfte des Erben Scries das geistvollste, von einem Lächeln umspielte Profil eines Satirikers, dessen sich das Vaterland von Molière, Mabelais und Voltair nicht zu schämen braucht“. Blumenthals erste und beste Lustspiele, sein „Probepfeil“ und „Die große Glode“, zeigen noch deutlicher als dies literarische Lob, welche große Vorzüge er in den komischen Szenen Sardous fand und wie geschickt er sie für seine Zwecke auszunutzen wußte. Die sensationellen Sittenstücke Sardous, in denen gesellschaftliche Probleme behandelt wurden, haben manchen Zug in der Dramatik Sudermanns bestimmt. Das Milieu von „Sodoms Ende“ gemahnt etwa an die Sphäre der „Odette“, und nicht nur der Chor der rätionalen Nebenpersonen, sondern auch die Helden der „Heimat“ finden ihre Parallelen in dem Werk des Franzosen. Als letzter Nachfahre der Sardouschen Manier tritt dann Jelig Philippi auf, der den Gang zum Aktuellen und Sensationellen bis ins Unerträgliche vergrößert.

Unterdessen aber hatte längst in Deutschland der Kampf gegen Sardou eingesetzt. Die Brüder Hart zogen in ihren „kritischen Waffengängen“ gegen diese veräußerliche Bühnenmache, die alle inneren Werte des Gefühls und der wahren Leidenschaft auswich, mannschaft zu Felde und Heinrich Vullhaupt schrieb 1887 sein kluges Schriftchen „Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne“. Die naturalistische Kunst schuf neue Werte und brachte neues Leben. Wie Jola zuerst in Frankreich gegen Sardou aufgetreten war, so verdrängten die deutschen Naturalisten den Franzosen und seine deutschen Nachahmer aus der Literatur und verwiesen ihn auf das Gebiet der reinen Theaterwirkung, das er

nach lange beherrschte. Bei ärmliche Erfolg seiner bunten Szenen aus der Geschichte, wie „Le midor“ und „Madame Sans-Gêne“ hat die Entwicklung der deutschen Literatur nicht mehr berührt.

Zeitgemäßes über die Blindenschrift.

Von Karl Kuhls.

Es liegt mir der Brief eines Blinden vor, der folgende charakteristische Stellen enthält:

„Es war im Jahre 1901, als ich, damals zwanzig Jahre alt, bei Ausübung meines Berufes infolge schwerer Explosion meines Sehvermögens fast vollständig beraubt wurde. . . . Durch diesen schweren Unfall zur Untätigkeit verurteilt, wurde ich in der Folgezeit oft von Langeweile geplagt. Sie werden mir doch glauben, daß ich mich glücklich schätze, als ich im vorigen Jahre Gelegenheit hatte, durch Herrn C. in Viesefeld das System der Punktschrift zu erlernen. . . . Zum Schluß hoffe ich, daß es Ihnen nicht unmöglich sein werde, diese Zeilen zu lesen. Ich habe dieselben eigenhändig mit Hilfe einer von mir erfundenen Schreibtischplatte geschrieben. Dieser Apparat ist sehr einfach, für jeden Schicksalsgenossen mit Leichtigkeit anzuwenden. . . . Es würde mir eine Freude sein, so manchem mit dieser Tafel eine Wohlthat erweisen zu können. . . . W. W.“

Aus diesem Schreiben ist zunächst zu ersehen, daß ein intelligenter Mensch, der schon im Jahre 1901 das Unglück hatte, zu erblinden, erst im vorigen Jahre „so glücklich war“, das System der Punktschrift zu erlernen. Das muß im höchsten Grade befremden, denn es ist doch kaum denkbar, daß es dem Ranne an Interesse oder Fleiß gefehlt habe, sich diese für die Blinden so wichtige Kenntnis anzueignen, um so mehr, als er selbst darauf bedacht war, einen für Blinde verwendbaren Schreibrahmen für gewöhnliche Schrift zu konstruieren. Es bleibt also nur Raum zur Annahme, daß er jahrelang vom Vorhandensein der Punktschrift nichts wußte, oder daß die Erlernung für ihn mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Diejenigen, deren Pflicht es wäre, für die Verbreitung der den Blinden unentbehrlichen Kenntnisse Sorge zu tragen, glauben genug getan zu haben, wenn sie ihnen bei der Erlernung behilflich sind, — falls ihre Hilfe gesucht wird. Da nun aber auch unter den Sehenden ein nur verhältnismäßig geringer Teil von der Existenz der Blindenschrift oder der Bibliothek für Blinde etwas weiß, so ist es gar nicht zu verwundern, daß, wenn einer dieser Sehenden das Unglück hatte, zu erblinden, er keine Ahnung davon hat, welche Hilfsmittel ihm zu Gebote stehen.

Doch fürs erste einige Worte über die Blinden- oder Punktschrift. Es ist bekannt, daß sich bei den Blinden der Tastsinn meist außerordentlich fein ausbildet. Daraus beruht das Prinzip der Schrift. Es gibt deren mehrere Systeme. Für den praktischen Gebrauch kommt gegenwärtig hauptsächlich die vom Blinden Louis Braille, einem Lehrer der Pariser Blindenanstalt, bereits im Jahre 1829 erfundene in Betracht. Die Braille'sche Punktschrift besteht aus 63 Zeichen, wovon keines mehr als 6 Punkte hat. Außerdem gibt es noch Notenzeichen. Die Zeichen werden aus Punkten zusammengesetzt, die mittels geeigneter Vorrichtungen in das Papier eingedrückt werden. Es sind meist Apparate, welche durch geeignete Tafeln und Lineale dem Blinden die Möglichkeit geben, die Buchstaben sicher in geordneten Reihen zu schreiben oder vielmehr einzubrüden. Der vielfach im Gebrauch stehende englische Apparat besteht aus einer Tafel als Unterlage und zwei linealartigen Metallstreifen, die genau aufeinander passen. Im obersten Lineal befindet sich eine laufende Reihe rechteckiger Ausschnitte. Die Reihe entspricht einer Zeile. Jeder Ausschnitt bildet den Umriss für einen Buchstaben, und ist doppelt so hoch als breit. Er bietet Raum für 6 Punkte, und zwar: für 2 Punkte in den beiden oberen, für zwei in den beiden unteren Ecken und für zwei an den beiden Rechteckseiten in der Mittellinie. Das untere Lineal dient dazu, daß die Punkte stets an der richtigen Stelle eingedrückt werden. Es sind nämlich entweder darin der Form des Rechtecks entsprechend die Punkte durch Vertiefungen markiert, oder das Lineal hat seiner ganzen Länge nach drei Rillen, welche der oberen, mittleren und unteren Linie der Rechteckreihe entsprechen. Der Bogen Schreibpapier wird durch 2 Stifte auf der Tafel befestigt und dann werden die Lineale so gestellt, daß das unterste unter, das oberste über den Papierbogen zu liegen kommt. Nun kann der Blinde mittels eines Schreibstiftes mit Leichtigkeit Buchstaben an Buchstaben reihen; er braucht eben nur dem Gefühl nach in die sechs markierten Stellen eines jeden Rechtecks die dem Buchstaben entsprechenden 1, 2, 3 usw. Punkte einzubrüden. Da sich aber die Eindrücke nur auf der erhobenen Seite durch den Tastsinn mit Leichtigkeit wahrnehmen lassen, so schreibt der Blinde von rechts nach links und brüdt das umgekehrte Bild der Buchstaben in das Papier ein. Nach Fertigstellung der Schrift braucht das Papier nur umgekehrt zu werden, um durch Betastung mit den Fingerspitzen in der Jeckenrichtung von links nach rechts gelesen werden zu können.

Beim ebenfalls sehr verbreiteten Dresdener System kommt nur ein oberes Lineal mit Ausschnitten zur Verwendung und dafür ist die ganze Tafel durch Rillen markiert.

Es ist klar, daß eine große Uebung dazu gehört, um in gewöhnlicher Punctschrift einigermaßen schnell schreiben und lesen zu können. Damit die hergestellten Schriftstücke dauerhaft sind, müssen sie auf ziemlich feinem Papier geschrieben werden. Die verhältnismäßige Größe der Buchstaben und die notwendigen Abstände verlangen auch sehr vielen Raum und infolgedessen haben in Punctschrift hergestellte Bücher einen verhältnismäßig sehr großen Umfang. Um diese Uebelstände zu beseitigen, hatte der in seinem 25. Jahre erblindete, am 8. Mai dieses Jahres in Nowawes verstorbene Kaufmann Paul Schneider die vom Blindenlehrer Strohn in Kiel erfundene, 1885 von den Blindenanstalten bereits akzeptierte Blindenturzschrift in jahrelanger, mühevoller Arbeit zu hoher Vollendung gebracht. Wie schwierig diese Aufgabe war, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß bei der geringen Zahl der markierbaren Punctstellen die Kombinerung einer Kurzschrift große Schwierigkeiten darbieten mußte. Denn diese Kurzschrift bedeutet für Blinde ja dasselbe wie für Sehende die Stenographie. Es gibt schon jetzt viele Bücher, die in Blindenturzschrift gedruckt oder geschrieben worden sind, wodurch den geschulten Blinden erhebliche Vorteile geboten werden.

Es ist natürlich, daß gerade Blinde sehr darunter leiden müssen, wenn es ihnen an geeigneten Beschäftigungs-, Zerstreuung- und Fortbildungsmitteln fehlt. Das hat man in anderen Staaten schon längst begriffen und die Franzosen können sich rühmen, bereits 1884 die durch die „Association Valentin Haüy“ begründete öffentliche Bibliothek für Blinde unter dem Namen „Bibliothèque Braille“ ins Leben gerufen zu haben. Diese Bibliothek kann auch von Ausländern gegen Portovergütung — sonst kostenfrei — benutzt werden. Da die Bücher jedoch vorwiegend französische sind, so kann sie nur ein kleiner Kreis gebildeter deutscher Blinden benutzen.

Deutschland soll zwar an der Spitze der Nationen marschieren, hat sich aber erst im März 1906 durch private Initiative zur Gründung einer Bibliothek nach französischem Muster aufgerafft. Sie befindet sich in Hamburg, Breitenfelder Straße 21, unter dem Titel „Zentralbibliothek für Blinde in Hamburg“.

Man wird mir vielleicht entgegen, daß in vielen Blindenanstalten — auch Preußens — schon seit Jahren Bibliotheken in Punctschrift bestanden. Das wohl. Aber es darf nicht vergessen werden, daß diese Bibliotheken meist nur den Jünglingen der betreffenden Anstalten zugänglich sind und daß die Auswahl der Bücher nach dem Rezept des preussischen Kultusministeriums zugeschnitten ist, daß also von einer freien geistigen Entwicklung Blinder bei andauernder Benützung nicht die Rede sein kann.

Die Hamburger Bibliothek will alle diese Uebelstände beseitigen. Es ist gewiß auch schon ein recht hübscher Erfolg zu nennen, daß die Anzahl an Büchern und Musikalien Ende 1907 bereits 7422 Bände betrug. Um so auffälliger ist es, daß die Bibliothek im Verlauf des Jahres nur von 500 Lesern benutzt wurde! Denn man muß bedenken, daß in Deutschland auf je 10 000 Bewohner 8,79 Blinde entfallen: das macht auf das ganze Reich über 57 000. Bringt man die Jünglinge der Blindenanstalten hiervon in Abzug, so verbleibt immer noch eine sehr große Ziffer, die zur bisherigen Frequenz in gar keinem Verhältnis steht. Schuld daran ist entschieden der Umstand, daß es in den breiten Volksschichten noch sehr viele Blinde gibt, die — wie wir ja oben sahen — nicht einmal die Punctschrift kennen! In diese Kategorie gehören hauptsächlich Berufsarbeiter, die mit Sprengstoffen zu tun haben, in chemischen Fabriken arbeiten, oder Feld- und Marineartilleristen. Für solche Personen ist die Punctschriftlektüre zur weiteren Fortbildung von besonders hohem Wert.

Allerdings entspricht der größte Teil des Bestandes der Hamburger Bibliothek nur unseren Volksbibliotheken: er ist vorwiegend belletristisch. Da jedoch auch Nachfrage nach allgemein- und fachwissenschaftlichen Werken vorhanden ist, so ist die Zentralbibliothek erfreulicherweise beflissen, auch diesen Wünschen Rechnung zu tragen, und es sind bereits eine Anzahl philosophischer, naturwissenschaftlicher Werke, auch Bücher über Massage, über verschiedene, für Blinde geeignete Beschäftigungsweisen in Punctschrift hergestellt worden.

Hierauf einen jeden, der in späteren Jahren das Unglück hatte zu erblinden, aufmerksam zu machen, wäre die Pflicht eines jeden Augenarztes. Und da die Tageszeitungen über solche Dinge, die als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, nur selten etwas schreiben, so wäre es gewiß zweckmäßig, wenn auf den Bahnhöfen, in Postanstalten und anderen geeigneten öffentlichen Orten die Bevölkerung durch Plakate auf die für die Blinden existierenden Hilfsmittel aufmerksam gemacht werden würde. Dann wären Fälle, wie der oben mitgeteilte doch wohl kaum denkbar, und die Bibliothek würde mindestens zehnmal soviel dankbarer Leser haben als gegenwärtig.

Ueber die Verleihsung sei noch bemerkt, daß die Bücher entweder an einzelne Blinde — in größerer Partie — an den Leiter eines Blindenleserzirkels portofrei versandt werden. Das Rückporto hat der Leser zu tragen.

Es wurde bereits erwähnt, daß die in Punctschrift hergestellten Bücher verhältnismäßig sehr umfangreich sind. Beispielsweise hat Schillers „Tell“, der sich in der Reklamischen Ausgabe bequem in der Rodtische tragen läßt, einen Umfang von zwei starken Bänden. Man wird kaum fehlgehen, wenn man das durchschnittliche Ge-

wicht der Bücher und Zeitschriften in Punctschrift im Verhältnis zur Inhaltsquantität gewöhnlicher Drucksachen um zehnmal so schwer tagiert. Dieser Umstand veranlaßte verschiedene Blindenanstalten und Vereine kurz vor Schluß des letzten Reichstages um Portoverminderung für die in Punctschrift gedruckten Bücher zu petitionieren, da Punctschriftbriefe im Westpostverein bereits nur das Porto für Drucksachen zu zahlen haben. Die bald darauf erfolgte Auflösung des Reichstages zerstörte jedoch die Hoffnung der Blindenfreunde auf baldige Erledigung der angeregten Frage. Infolgedessen wurde im vorigen Jahre der zuständigen Postbehörde eine Petition eingereicht. Die Bitte wurde jedoch durch den Stellvertreter des Herrn Kraetke mit der Motivierung zurückgewiesen, daß an eine Portoverminderung gar nicht gedacht werden könne, da sonst auch andere Vereine und Gesellschaften für ihre Drucksachen gleiche Vergünstigungen verlangen könnten. Daß die Punctschrift nur von Blinden benützt wird, deren Los zu erleichtern die Pflicht und Schuldigkeit des Staates ist, vermag der heilige Bureaucratismus unserer Postverwaltung natürlich nicht einzusehen, da er in dieser Beziehung leider von Blindheit geschlagen ist. Es wäre daher Herrn Kraetke und seinen Stellvertretern das Studium der Blindenschrift, der Gewichtsverhältnisse usw. ganz besonders zu empfehlen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Arznei auf elektrischem Wege. Ein durchaus eigenartiges und neues Verfahren, das von einer erheblichen Bedeutung in der Medizin zu sein verspricht, hat die sogenannte Kataphorese oder die Verabfolgung von Arzneien auf elektrischem Wege oder noch genauer, auf elektrolytischem Wege. Die Sache beruht darauf, daß sich zwischen zwei Polen eine Salzlösung durch die Einwirkung des elektrischen Stroms zerlegt. Wenn nun diese Zerlegung im Innern des menschlichen Körpers hervorgerufen wird, so ist es möglich, durch Anlegung eines der Pole an einen bestimmten Körperteil die betreffende chemische Substanz genau dorthin zu lenken, wo sie als Arznei wirken soll. Als Beispiel kann eine Lösung von salzsaurem Natron erwähnt werden, das durch den elektrischen Strom zerlegt wird, daß das Natrium zum negativen und das Salz zum positiven Pol wandert. Klassisch für die Entwicklung des Verfahrens sind die Experimente des durch diese Leistungen schnell berühmt gewordenen Professors Leduc von der Universität Nantes. Einer dieser denkwürdigen Versuche beschäftigte sich mit zwei Kaninchen, die nebeneinander gesetzt und so miteinander verbunden wurden, daß je ein rechtes und ein linkes Ohr mit einem feuchten Leinwandstreifen zusammengebunden wurden. An die freien Ohren wurden dann zwei mit einer Strömungslösung befeuchtete Rissen befestigt und mit einer elektrischen Batterie verbunden. Es zeigte sich, daß nur das eine Kaninchen an Strömungsvergiftung starb, das mit dem positiven Pol verbunden war. Wurde der Strom umgeschaltet, so starb das andere Kaninchen auch, weil dann dieses dem positiven Pol ausgesetzt war. Die Hauptlehre, die sich aus diesen Fortschritten ergeben hat, liegt in der Tatsache, daß bei solcher Anwendung, bei der die Elektrizität gewissermaßen als Vorspann herangezogen wird, Arzneimittel schon in verhältnismäßig kleinen Mengen mit einer ungläublichen Geschwindigkeit wirken. Die mit aller Vorsicht später auch an Menschen angestellten Versuche haben das bei solchen Mitteln wie Chinin, Lithiumsalzen, Salzsäure, Jodsalzen, örtlichen Verabfolgungsmitteln usw. schlagend und mit auffallendem Nutzen für die Patienten bewiesen. Dr. Jones ermittelte, daß auf dieselbe Weise bei elektrolytischer Anwendung von schwefelsaurer Magnesia Warzen ohne jeden Schmerz und ohne Narbe beseitigt werden könnten. Auch auf Hühneraugen soll sich die Wirksamkeit des neuen Verfahrens erstrecken, und zwar wird dabei salzsaures Natron gebraucht. Nach einem Aufsatz von Dr. Clague im „Pharmaceutical Journal“ wirkten manche dieser Experimente wie Zauber. Da hatte zum Beispiel jemand mehrere schwarze Flecken im Gesicht, die viele Jahre zuvor durch den Gebrauch einer arsenhaltigen Salbe entstanden waren. Die Hand des Patienten wurde in ein Gefäß mit Wasser gesteckt, das mit dem positiven Pol einer Batterie von sechs Zellen verbunden war. Der negative Pol führte zu einem angefeuchteten Rissen, das über einen der schwarzen Flecken gelegt wurde. Der entzündete Fleck war nach einer Viertelstunde vollständig verschwunden, während auf dem Rissen die Spuren von Arsenit aufzuweisen waren, woraus sich ergibt, daß es durch die „Kataphorese“ auch möglich ist, chemische Stoffe aus dem Körper zu entfernen. Die Neuheit wird in Einzelheiten jedenfalls noch sorgsam erprobt werden müssen, aber die wunderbare Art der Wirkung scheint doch bereits festzustehen. Nur macht Dr. Clague zum Beispiel darauf aufmerksam, daß man bei der Wahl des positiven Drabies, der in Verbindung mit dem Körper kommt, vorsichtig sein müsse und ihn nicht aus Eisen, Kupfer oder Silber, sondern aus Platin und allenfalls aus Aluminium nehmen dürfte. Auch die Stromstärke ist zu beachten und nötigenfalls durch einen besonderen Apparat zu messen.